Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 267. Bromberg, den 31. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

Das Gestrüpp wird immer undurchdringlicher. Grüne Wände von Lianen schieben sich vor den Blick, über mannshohe Baumstämme sperren den Weg, und eine dämpfige Schwüle treibt mir das Wasser aus allen Poren. An Jagd ist hier doch wohl nicht zu denken, wenn man nicht Silvadores erlegen will, diese kleinen seidigen, flinken Äffchen, die hurtig über uns hinwegflüchten, und ich bin gespannt, wohin mich meine Freunde noch schleppen. Bisher sind wir in schnurgerader Richtung marschiert; nun macht der Führer einen Haken nach links, und wenig später halten wir vor einer sumpfigen Urwaldlichtung, die in ihrer Mitte unter Wasser steht. Zahllose Vögel in allen nur erdenklichen Farben flattern darüber hin, und die Bäume sind übersät davon. Die Wilden lassen sich von den Buben einen kurzen stumpfen Pfeil ohne Gift geben und gehen auf das Wasser zu. Dabei fällt es mir auf, daß sie entgegen ihrer sonstigen Gepflogenheit einen zweiten langen vergifteten Pfeil in der Hand behalten. Nach einigen Schritten glaube ich, den Grund hierfür entdeckt zu haben. Langsam und zeitweise den Kopf hoch gestellt, kriecht eine Sicory über den Sumpf uns entgegen. Meine Begleiter haben sie natürlich auch gesehen, wahrscheinlich längst vor mir, scheinen sie indes nicht zu beachten. Kaum aber ist die Schlange auf gute Schußweite von uns entfernt, macht der Führer einen großen Bogen um sie. Kein Mensch denkt daran, sie zu erjagen außer mir. Es juckt mich heftig im Zeigefinger, aber ich will die Jagd nicht verderben und meine Stammesgenossen nicht vergrämen. Leicht fällt es mir nicht, so eine Schlangenhaut ist eine feine Sache, aber was tut man nicht alles aus Höflichkeit! Das Wasser geht uns bis an die Brust, und die letzte Strecke muß geschwommen werden. Am jenseitigen Ufer fangen die Jägersleute in aller Gemütsruhe an, Vögel zu schießen, und zwar immer die gleiche Art, taubengroße, in wundervollen Farben schillernde Geschöpfe, deren Ruf ein kurzes, dumpfes Burru ist. Ich will wissen, welchen Namen meine Indios dafür haben und deute auf einen, als ihn der Führer gerade in seine Jagdtasche stecken will. Er begreift sofort und antwortet: „Burru!“ mit ganz kurzer Betonung der beiden U-Laute, genau so wie der Vogel ruft. Daß diese Burrujagd sonderlich interessant und aufregend wäre, kann man nicht behaupten. Aber sie muß sein, denn die Frauen brauchen Federn zur Herstellung des Schmuckes. Ich stelle mich also wieder hinter die Schützen und gucke in die Höhe, wie sie die Vögel herunterholen.

Ein mächtiges Prasseln und Knicken der Äste schreckt mich aus meiner Beschaulichkeit — ich wende den Kopf nach dem Geräusch und springe — einen anderen Ausweg gibt es nicht mehr: mit ausgebreiteten Pranken hängt ein Tiger über mir — in einem Riesensatz ins Wasser. — Aber was ist denn das? Er liegt konvulsivisch am ganzen Körper zitternd auf der Erde, und — jetzt sehe ich auch den Pfeil, der ihm im Schenkel steckt, und steige wieder ans Land.

Wie sich dieser Zwischenfall eigentlich zugetragen hat, kann ich natürlich mangels Verständigungsmöglichkeit nicht erfahren. Meiner Ansicht nach, und soweit ich den Urwald von früher her kenne, dürfte es so gewesen sein: Der Urwaldtiger — er ist dunkelfarbiger und kleiner als der Pampatiger — belauert mit Vorliebe, besonders in der Nähe eines Wassers seine Beute vom Baum aus und stürzt sich auf die ahnungslos zur Tränke ziehenden Tiere. Er liegt stundenlang, ohne sich zu rühren, auf einem Ast und ist in dem mit Sonnenschein gesprenkeltem Wirrwarr der Blätter häufig überhaupt nicht zu sehen. Die Gegend, in der die Indios auf die Vögel jagen, ist ihnen ohne Zweifel als eine von Tigern gefährdete bekannt. Das beweist der lange Giftpfeil, den sie vorsorglich zur Hand hatten. Ich stand ein paar Schritte hinter den Leuten, nahe am Wasser. Hat nun der Tiger, in der Absicht, mich anzuspringen, eine Bewegung gemacht, die ihn verriet, oder hat ihn das scharfe Auge des Wilden nur zufällig entdeckt, das vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls muß der Schuß auf ihn das Werk eines Augenblickes gewesen sein. Und daß höchste Gefahr im Verzuge war, darüber belehrte mich der eine Pfeil. Die Indianer pflegen auf größere Tiere, selbst wenn sie ganz ungefährlich sind, immer gleichzeitig mitsammen zu schießen. Auf diese Weise entgeht ihnen nie eine Beute.

Der Tiger ist nach einigen vergeblichen Versuchen, sich aufzurichten, verendet. Der Pfeil steckt ihm zwei Handbreiten tief im Fleisch des rechten Hinterschenkels und hat doch genügt, die ungeheure Kraft dieses Raubtieres augenblicklich zu brechen und seine Glieder zu lähmen. Mit meiner Rifle wäre ich in dieser Situation vollkommen machtlos gewesen. Ein Schuß, der nicht sofort tödlich ist, bringt das verwundete Tier zur Raserei, und der Schütze ist rettungslos verloren.

Dieses Jagderlebnis war und blieb mein denkwürdigstes beim Stamm. Eines ausgenommen, von dem ich, offengestanden, nicht recht weiß, ob ich es so ohne weiteres in die Rubrik der Jagderlebnisse einreihen darf. Es war das grausigste während meines ganzen Aufenthaltes in der Wildnis Boliviens, und ich werde später darauf zurückkommen.

*

Sobald die Jagd ihres sportlichen Charakters entkleidet, nicht mehr aus Passion um ihrer selbst willen betrieben wird, sondern lediglich zum Zweck des Lebensunterhaltes, sinkt sie zu einer gewöhnlichen Beschäftigung herab und verliert an Reiz. Diese Beobachtung konnte ich jedesmal wieder aufs neue bei den Indios machen. Tag für Tag rennen sie in den Urwald und schießen, was ihnen vor den Bogen kommt. Sie fürchten keine Gefahr und jagen Tiger und Tigerkatzen — wenn sie Felle brauchen oder unvermutet mit ihnen zusammen treffen. Sonst gehen sie ihnen aus dem Weg. Ich bin der festen Überzeugung, sie würden überhaupt kein Tier erlegen, wenn sie nicht einfach durch Hunger und die Art ihrer Gebräuche und Lebensgewohnheiten dazu gezwungen wären. Nahrung, Schmuck und Herstellung von Waffen und Hausgerät sind die Triebfeder zur Jagd. Auf ihre ausgesprochene Vorliebe für Tiere, mit denen sie — die unübertrefflichen Meister im Zähmen — geradezu familiär zusammen leben, habe ich früher schon wiederholt hingewiesen. Jedes Tier, dessen sie lebendig habhaft werden können, und das sie im Urwald finden, tragen sie nach Hause mit Ausnahme der Schlangen. Sie scheinen eine gewisse Scheu vor ihnen zu haben, aber sie töten sie niemals.

Eine beliebte Speise sind die Fische, die nicht selten in rohem Zustande verzehrt werden. Am Fischschießen habe ich mich immer mit Vergnügen beteiligt und mich an dem Eifer meiner Freunde erfreut.

Wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat, laufen sie dabei am Ufer auf und ab und spähen unentwegt ins Wasser. Sie müssen mitunter über eine halbe Stunde warten, bis sie zum Schuß kommen. Nicht etwa, weil keine Fische vorhanden sind, Gott bewahre! die patschen massenweise im Wasser herum. Aber meist gegen die Flußmitte zu, ziemlich weitab vom Ufer. Ganz abgesehen von den Kaimans, die gleichfalls die Fluten bevölkern und den Schwimmern gefährlich werden können, gelingt es kaum, einen angeschossenen Fisch zu bergen, sofern man nicht schnell bei der Hand sein kann. Er taucht oder schwimmt davon. Und da meine Stammesgenossen merkwürdigerweise den Bau von Canoas nicht kennen, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als geduldig zu warten, bis ihnen ein Fisch den Gefallen erweist und sich dem Ufer nähert. Dann aber saust ein halbes Dutzend Pfeile gleichzeitig los, und ehe man sich versieht, liegt er an Land.

Bedeutend schwieriger ist es, wenn sich die Rückenflosse eines großen Tieres im Gewicht von über einem halben Zentner und mehr zeigt. Ein normaler Schuß hat keinen Zweck, weil dem gewöhnlichen Pfeil die nötige Durchschlagskraft im Wasser fehlt. Hier muß der Schuß im Bogen angewendet werden. Mehrere Leute werfen sich auf den Boden und legen einen zwei Meter langen, starken Pfeil auf die Sehne. Steil schießt er in die Höhe — neigt sich am Scheitelpunkt mit der schweren Spitze nach unten — und fällt beinahe senkrecht ins Wasser. Wenn er trifft, bohrt er sich ganz durch die Beute hindurch.

Und sie treffen ganz ausgezeichnet, meine Wilden, trotz der unglaublichen Kunstfertigkeit, die so ein Schuß erfordert.

Das Fabelhafteste jedoch, das ich in dieser Art jemals erlebt habe, war die Erlegung eines Kaimans. Ein zweitägiger Gewitterregen hatte große Teile des Urwaldes unter Wasser gesetzt und die Jagd erschwert. Sie fiel dementsprechend schlecht aus, und die Folge davon war eine fühlbare Lebensmittelknappheit. Um die Mittagszeit des dritten Tages machte sich der Häuptling mit zwei seiner Leute auf den Weg nach dem Fluß, und ich schloß mich an. Er war noch stark angeschwollen und reißend. Wir gingen stromabwärts und kamen an eine wasserfreie Sandbank, auf der fünf Kaimans lagen. Zwei waren kapitale Tiere.

In einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten werfen sich die drei Männer auf die Erde und schicken ihre Pfeile in die Luft. Dicht geschlossen fliegen sie auf einen der Kaimans herab und prallen ab wie ein Bleistift. Das Tier regt sich nicht. Ein zweiter Versuch endet mit demselben Mißerfolg. Genau, wie ich es mir erwartet habe. Es gibt nur eine Möglichkeit, einen Kaiman zu töten: der Schuß dicht übers Auge, für den Pfeil vielleicht besser in das Auge selbst. Der Fleck ist kaum talergroß, und allein der Versuch, ihn im Bogenschuß treffen zu wollen, grenzt meiner Ansicht nach an Größenwahn. Aber der Häuptling läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Er legt den dritten Pfeil auf, und die beiden Leute folgen seinem Beispiel. Ein kräftiger Ruck mit dem Fuß — die Sehne schnellt zurück —, drei Pfeile zischen in die Höhe und schießen wieder dicht nebeneinander auf das Tier herunter. Wild bäumt es sich auf und legt sich dann auf die Seite. Ich stehe mit offenem Munde da.

Die plötzliche Bewegung des getroffenen Reptils scheucht die übrigen aus ihrer Ruhe auf. Sie heben die Köpfe und spielen leicht mit dem Schwanz. Jetzt aber los, sonst haben wir das Nachsehen. Meine Freunde wollen heute einmal Kaimans, also sollen sie Kaimans haben! Ich gebe dem Häuptling rasch ein Zeichen, nicht mehr zu schießen, deute auf mich und mein Gewehr und dann auf die Biester und suche mich so schnell, wie es in diesem Gelände möglich ist, der Sandbank zu nähern. Ich habe Glück. Zwei Kaimans schieße ich noch ab, darunter das eine große. Die andern zwei entkommen im Fluß.

Die Ehre meiner geschmähten Rifle ist für diesmal gerettet. Mein Häuptling strahlt übers ganze Gesicht und macht sich mit seinen beiden Helfershelfern sofort an die Arbeit, den erlegten Kaimans mit dem Bambusmesser die Schwänze abzusäbeln. In der Not frißt der Teufel Fliegen. Und das letzte Stück eines Kaimansschwanzes ist gar nicht so übel, als man vielleicht meinen sollte.

Elftes Kapitel.

Vom Baum des Lebens und vom Baum des Todes.

Ich habe den Namen meines Stammes in Erfahrung gebracht. Es war nicht das erstemal, daß ich mich darum bemühte, es gelang mir indes nie, und so gab ich schließlich den Versuch auf. Gestern früh streifte ich allein in der Pampa herum und kam auf ein Techon zu Schuß. Da ich wußte, wie sehr das Fleisch dieses Tieres geschätzt wird, lud ich den Häuptling dazu ein. Auch Schiggi-Schiggi wollte ich heranziehen; sie war jedoch nicht um alles in der Welt dazu zu bewegen, mit den Männern zu essen. Im Verlauf der Mahlzeit deutete ich, einer plötzlichen Eingebung folgend, nach berühmtem Muster auf mich und nannte meinen Namen: „Leon! — Leon!" Darauf folgte der obligate Fingerzeig auf mein Gegenüber, unterstützt durch eine gespannt fragende Miene. Diese Zeichensprache hatte sich längst zwischen meinen Stammesgenossen und mir eingebürgert und ausgezeichnet bewährt. Meine Indios verstanden mich immer sofort und warteten prompt mit der entsprechenden Erwiderung auf — wenn sie wollten. Manchmal wollten sie aber auch nicht und stellten sich begriffsstutzig. Sie waren sich unbedingt darüber im klaren, daß ich ihre Stammesbezeichnung wissen wollte und verschwiegen sie mit Absicht, aus Mißtrauen, das ihnen in hohem Grade eigen war. Ich erwartete auch diesmal vom Häuptling keine Antwort und war daher baß erstaunt, als er sich auf meine stumme Frage hin stolz aufrichtete, den Finger auf seine Brust legte und mit unverkennbarer Feierlichkeit den Namen seines Stammes nannte: „Parin-tin-tin!" Donnerwetter! Das hatte ich mir nicht träumen lassen, aber noch viel weniger war ich auf diesen Namen gefaßt. Die Parintintin zählen zu den gefürchtetsten Stämmen der Indios bravos und sind als Kannibalen berüchtigt. Ihre Heimat ist indes Brasilien, und ich habe nie gehört, daß Angehörige dieses Stammes auch in Bolivien leben. Zweifellos habe ich einen bisher noch unbekannten Stamm entdeckt. Und ich lebte nun schon drei Wochen kreuzfidel mit Kannibalen zusammen! Da soll sich ein Mensch auskennen. Ich erkundigte mich am gleichen Tage noch bei vier anderen Männern um ihren Namen und bekam von ihnen den gleichen Bescheid: Parintintin! Die Betonung liegt auf dem ersten I.

Also ich bin unter die Parintintin geraten! Mir soll es recht sein. Und da sie auch nichts dagegen einzuwenden haben, ist alles in schönster Ordnung.

*

Es ist aber nun wirklich an der Zeit, daß ich meiner Frau eine kostbare Morgengabe überreiche, nachdem sie meine erste nicht sonderlich schätzte. Die Wahl des Geschenkes kostet mich eine erhebliche Geistesarbeit; aber nach angestrengtem Nachdenken glaube ich, das Richtige gefunden zu haben. In meinem Besitz befindet sich das Zifferblatt einer kaputten amerikanischen Uhr. Es glänzt herrlich; aber leider fehlen die Zeiger, dafür hängt noch ein Stück des Werkes an ihm. An einem schönen blauen Morgen — Schiggi-Schiggi sitzt mit den Frauen wie gewöhnlich vorm Haus und arbeitet an irgendeinem Schmuckstück — suche ich sie auf und setze mich zu ihr auf den Boden. Sie hat eine Schale mit Affenzähnen neben sich stehen und versucht in unsäglicher Geduld und Mühe, mit einem Fischstachel ein Loch durch sie zu bohren. Ich schaue ihr lange schweigend zu, ohne einen Fortschritt der Arbeit wahrzunehmen. Allein der Brustschmuck des Häuptlings weist sechs Reihen, also Hunderte solcher durchbohrter Affenzähne auf. Das wäre so eine Handarbeit für unsere Damen daheim, die beruhigt die Nerven. Und wie viele Affen haben daran glauben müssen! Von jedem werden nur die zwei vordersten Zähne verwendet.

Für wen Schiggi-Schiggi wohl den Schmuck arbeitet? Von rechtswegen müßte er für mich sein, da die Frauen natürlich nur für ihre Männer die Anfertigung des Schmuckes und der Waffen besorgen. Einerlei, zunächst soll ja sie von mir ein Geschenk bekommen.

„Schiggi-Schiggi, leg' den blöden Zahn fort und paß auf! Ich habe etwas für dich. Einen Anhänger, wie ihn keine Frau in ganz Europa trägt." Sie versteht natürlich kein Wort und hat keinen Schimmer, was ich von ihr will und schaut mich fragend an. Da halte ich ihr das Zifferblatt vors Gesicht. Die Wirkung ist überwältigend. Mit weit aufgerissenen Augen starrt sie sprachlos auf die weiße Scheibe, dann greift sie hastig mit beiden Händen danach.

„Nicht so heftig, mein Kind! Erst wollen wir noch diese Kette durchziehen und die Geschichte um den Hals legen."

Sie ist restlos begeistert und spielt wie ein kleines Kind abwechselnd mit den Glasperlen und dem glänzenden Zifferblatt ohne Zeiger. Beneidenswertes Land, wo man die Dame seines Herzens mit einem Nichts zum glücklichsten Menschen machen kann!

Und weil ich schon einmal in Geberlaune bin, soll es mir auch auf ein zweites Geschenk nicht ankommen: Wenn jemand etwas Schönes um den Hals hängen hat, dann will er sich auch entsprechend bewundern. Ich hole geschwind einen Taschenspiegel aus dem Gepäck und lasse Schiggi-Schiggi hineinschauen. Da ist es aus, ganz aus. Ich halte mir nur noch den Bauch vor Lachen. Sie schneidet Grimassen von unbeschreiblicher Komik, zieht die Nase hoch, fletscht die Zähne, zwinkert mit den Augen, greift mit der Hand blitzschnell hinter den Spiegel, als ob sie eine Fliege fangen wollte und steckt, nachdem sie nichts erwischt hat, mehrere male den Kopf hinter seine Rückseite. Genau wie ein Affe. Und ebenfalls genau wie ein Affe legt sie den Spiegel plötz-

lich fort — erledigt — und spielt wieder mit ihrem Anhänger.

Die größte Überraschung steht noch bevor. In dem am Zifferblatt hängenden Uhrwerk gibt es noch eine Spiralfeder. Ich ziehe sie in ihrer ganzen Länge heraus und lasse sie zurückschnellen — schnapp! Ah! Eine unbändige Freude leuchtet aus Schiggi-Schiggis Gesicht. Ruckartig hält sie mir sofort wieder die Uhr hin: Nochmal! soll das heißen. Sie kann sich an diesem Wunder nicht satt sehen, und ich muß ihr dauernd die Feder herausziehen und schnappen lassen. „Probier's doch selber!"

Ich will ihr die Hand führen, aber sie zieht sie entsetzt zurück und ist nicht zu bewegen, die Feder auch nur zu berühren. In der Folgezeit kommt sie des öfteren angelaufen und hält mir die Uhr unter die Nase. Es dauert fast eine Woche, bis sie ihre Scheu überwunden hat und selbst zu ziehen wagt. Dann aber wird die Uhr geradezu eine Berühmtheit, und der ganze Stamm kommt zu ihr, um an der Feder zu ziehen. — Während des ganzen Vorgangs der Geschenküberreichung und der Spielerei mit Uhr und Halskette saßen die übrigen Frauen in nächster Nähe um uns herum. Aber nicht eine einzige getraute sich ein Interesse daran zu nehmen oder gar heranzurücken und die neuesten Errungenschaften zu bewundern. Kaum, daß sie sich einen verstohlenen Blick nach uns erlaubten. Die Frau ist hier ein vollkommen untergeordnetes Wesen, das aufs Wort zu gehorchen hat, antwortet, wenn sie gefragt und zu den Männern tritt, wenn sie gerufen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Silvester.

Ein frohes Volk sind wir gewesen,
Das hoch beim Fest den Becher schwang;
Und dem an Tagen, auserlesen,
Nie fehlte der geweihte Sang.
Und heute, wenn die zwölfte Stunde
Vom Dome her die Glocke schlägt,
Dann stehn wir schweigend in der Runde,
Dieweil der Sturm die Flocken fegt.

Zum Freu'n ist uns nicht viel geblieben,
Und karg ward unser Menschenlos.
Der Besten viele, die wir lieben,
Die schlafen unter Stein und Moos,
Und die in unsres Stolzes Tagen
Gewiesen unsern Weg und Wert,
Die hocken grollend im Verzagen
Im Dunkel an dem kalten Herd.

Das Völkerschicksal gleicht der Welle,
Die eben stolz zum Stern sich hob,
Und die vom Fels in Windesschnelle
Besiegt in tausend Tropfen stob —
Lachend des Sturmes, der sie äffte,
Wächst sie zu neuer Wiederkehr
Und wiegt gesammelt ihre Kräfte
Und ihre Wasser hoch ins Meer.

So das Gesetz des Herrn der Meere,
Des Herrn, der seine Welten prägt, —
Das sei ein Trost für Glück und Ehre,
Wenn's heut' vom Turm her zwölfe schlägt.
Und wenn der Sturm auch, falsch und böse,
Uns an des Schicksals Felsen warf,
Wir sind die Welle, die zur Größe,
Zur Wucht sich wieder finden darf.

Der Glaube soll die Greise stärken;
Ein starkes Hoffen — kein Verzicht!
Er lebe in der Männer Werken,
In jedem Hammerschlag der Pflicht.
Und froh und zuversichtlich machen
Soll er der Jugend ranke Schar —
Und Kinder sollen wieder lachen,
Wie wir gelacht ins Neue Jahr!

Rudolf Presber.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(22. Fortsetzung.)

Wenn man bedenkt, wie sehr zu jener Zeit körperliche Eigenschaften gewogen und angeschlagen wurden, wie man Tapferkeit auch an dem Feinde hochschätzte und achtete, wie das Wort eines anerkannt tapferen Mannes so fest stand, wie der Schwur auf der Hostie, wenn man ferner bedenkt, wie groß die Wirkung eines anmutigen, oder aber eines imponierenden Äußeren auf ein jugendliches Gemüt ist, so wird man sich über die Veränderung nicht zu sehr wundern, welche in diesen kurzen Augenblicken mit der Gesinnung des Jünglings vorging.

„Wer ist dieser Mann?" fragte Georg den Pfeifer, der noch immer neben ihm stand.

„Ihr hörtet ja, daß er keinen Namen hat, und auch ich weiß ihn nicht zu nennen."

„Du wüßtest nicht, wer er ist?" entgegnete Georg; „und doch hast du ihm beigestanden, als er mit mir focht? Geh! Du willst mich belügen!"

„Gewiß nicht, Junker," antwortete der Pfeifer; „es ist, Gott weiß es, wahr, daß jener Mann derzeit keinen Namen hat; wenn Ihr übrigens durchaus erfahren wollet, was er ist, so wisset, er ist ein Geächteter, den der Bund aus seinem Schloß vertrieb; einst aber war er ein mächtiger Ritter im Schwabenland."

„Der Arme! Darum also ging er so verhüllt? Und mich hielt er wohl für einen Meuchelmörder! Ja, ich erinnere mich, daß er sagte, er wolle sein Leben teuer genug verkaufen."

„Nehmt nur nicht übel, werter Herr," sagte der Bauer, „auch ich hielt Euch für einen, der dem Geächteten auf das Leben lauern wollte, darum kam ich ihm zu Hilfe, und hätte ich nicht Eure Stimme noch gehört, wer weiß, ob Ihr noch lange geatmet hättet. Wie kommt Ihr aber auch um Mitternacht hierher, und welches Unheil führt Euch gerade dem geächteten Mann in den Wurf! Wahrlich, Ihr dürft von Glück sagen, daß er Euch nicht in zwei Stücke gehauen, es leben wenige, die vor seinem Schwert standgehalten hätten. Ich vermute, die Liebe hat Euch da einen argen Streich gespielt!"

Georg erzählte seinem ehemaligen Führer, welche Nachrichten ihm im Hirsch zu Pfullingen mitgeteilt worden seien. Namentlich berief er sich auf die Aussage der Amme, des Pfeifers Schwester, die ihm so höchst wahrscheinlich gelautet habe.

„Dacht' ich's doch, daß es so was sein müsse;" antwortete der Pfeifer. „Die Liebe hat manchen noch ärger mitgespielt, und ich weiß nicht, was ich in jungen Jahren in ähnlichem Fall getan hätte. Daran ist aber wieder niemand schuld als meine alte Rosel, die alte Schwätzerin; was hat sie nötig, der Wirtin im Hirsch, die auch nichts bei sich behalten kann, zu beichten?"

„Es muß aber doch etwas Wahres an der Sache sein," entgegnete Georg, in welchem das alte Mißtrauen hin und wieder aufblitzte. „So ganz ohne Grund konnte doch Frau Rosel nichts ersinnen!"

„Wahr? Etwas Wahres müsse daran sein? Allerdings ist alles wahr nach der Reihe; die Knechte werden zu Bett geschickt und die alte Aufpasserin auch, um elf kommt der Mann vor das Schloß, die Zugbrücke fällt herab, die Tore tun sich ihm auf, das Fräulein empfängt ihn und führt ihn in die Herrenstube —"

„Nun? Siehst du?" rief Georg ungeduldig. „Wenn dieses alles wahr ist, wie kann dann jener Mann schwören, daß er mit dem Fräulein —"

„Daß er mit dem Fräulein ganz und gar nichts wolle?" antwortete der Pfeifer. „Allerdings kann er das schwören; denn es ist nur ein Unterschied bei der ganzen Sache, den die Gans, die Rosel, freilich nicht gewußt hat, nämlich, daß der Ritter von Lichtenstein in der Herrenstube sitzt, das Fräulein aber sich entfernt, wenn sie ihre heimlich bereiteten Speisen aufgetragen hat. Der Alte bleibt bei dem geächteten Mann bis um den ersten Hahnenschrei, und wenn er gegessen und getrunken und die erstarrten Glieder am Feuer wieder erwärmt hat, verläßt er das Schloß, wie er es betreten."

„O ich Tor! daß ich dies alles nicht früher ahnete. Wie nahe liegt die Wahrheit, und wie weit ließ ich mich irre leiten! Aber verflucht sei die Neugierde und Lästersucht dieser Weiber, die in allem noch etwas ganz Besonderes zu sehen glauben und denen das Unwahrscheinlichste und Grellste gerade das Liebste ist! — Aber sprich," fuhr Georg nach einigem Nachsinnen fort; „auffallend ist es mir doch, daß dieser ge-

ächtete Mann alle Nacht ins Schloß kommt; in welch unwirtlicher Gegend wohnt er denn, wo er keine warme Kost, keinen Becher Weins und keinen warmen Ofen findet? — Höre, wenn du mich dennoch belögest!"

Des Pfeifers Auge ruhte mit einem beinahe spöttischen Ausdruck auf dem jungen Mann. „Ein Junker wie Ihr," antwortete er, „weiß freilich wenig, wie weh Verbannung tut; Ihr wißt es nicht, was es heißt, sich vor den Augen seiner Mörder verbergen, Ihr wißt nicht, wie schaurig sich's in feuchten Höhlen, in unwirtlichen Schluchten wohnt, Ihr kennt die Wohltat nicht, die ein warmer Bissen und ein feuriger Trunk dem gewährt, der bei den Eulen speist und bei dem Schuhu in der Miete ist; aber kommt, wenn es Euch gelüstet; der Morgen bricht noch nicht an, und in der Nacht könnet Ihr nicht nach Lichtenstein; ich will Euch dahin führen, wo der geächtete Ritter wohnt, und Ihr werdet nicht mehr fragen, warum er um Mitternacht nach Speise geht!"

Die Erscheinung des Unbekannten hatte Georgs Neugierde zu sehr aufgeregt, als daß er nicht begierig den Vorschlag des Pfeifers von Hardt angenommen hätte, besonders auch, da er darin den besten Beweis für die Wahrheit oder Falschheit seiner Aussagen finden konnte. Sein Führer ergriff die Zügel des Rosses und führte es einen engen Waldweg bergab. Georg folgte, nachdem er noch einen Blick nach den Fenstern des Lichtenstein zurückgeworfen hatte. Sie zogen schweigend immer weiter, und dem jungen Mann schien dieses Schweigen nicht unangenehm zu sein, denn er machte keinen Versuch, es zu unterbrechen. Er hing seinen Gedanken nach über den Mann, zu dessen geheimnisvoller Wohnung er geführt wurde. Unablässig beschäftigte ihn die Frage, wer dieser Geächtete sein könnte. Er erinnerte sich fast wie aus einem Traum, daß mehrere Anhänger des vertriebenen Herzogs aus ihren Besitzungen gejagt worden seien, ja es deuchte ihn sogar, es sei in der Herberge zu Pfullingen, während seines teilnahmlosen Hinbrütens, von einem Ritter, Marx Stumpf von Schweinsberg, die Rede gewesen, nach welchem die Bündischen fahndeten. Die Tapferkeit und ausgezeichnete Stärke dieses Mannes war in Schwaben und Franken wohlbekannt; und wenn sich Georg die zwar nicht überaus große, aber kräftige Gestalt, die gebietende Miene, das heldenmütige, ritterliche Wesen des Mannes ins Gedächtnis zurückrief, ward es ihm immer mehr zur Gewißheit, daß der Geächtete kein anderer als der treueste Anhänger Ulerichs von Württemberg, Marx Stumpf von Schweinsberg sei.

Besonders schmeichelhaft für die Phantasie des jungen Mannes war auch der Gedanke, einen gefährlichen Gang mit diesem Tapfern gemacht und in einem Gefechte seine Klinge mit der seinigen gemessen zu haben, dessen Ausgang zum wenigsten sehr unentschieden war.

So dachte in jener Nacht Georg von Sturmfeder, aber noch viele Jahre nachher, als der Mann, den er in jener Nacht bekämpfte, längst wieder in seine Rechte eingesetzt war, und seinem Hifthorn längst wieder Hunderte folgten, rechnete er es unter seine schönsten Waffentaten, dem tapferen, gewaltigen Unbekannten keinen Schritt breit gewichen zu sein.

Die Wanderer waren während dieses Selbstgespräches des jungen Mannes auf einer kleinen, freien Waldwiese angekommen; der Pfeifer band das Pferd seitwärts an und winkte Georg zu folgen. Die Waldwiese brach in eine schroffe, mit dichtem Gesträuch bewachsene Abdachung ab; dort schlug der Pfeifer einige verschlungene Zweige zurück, hinter welchen ein schmaler Fußpfad sichtbar wurde, welcher abwärts führte. Nicht ohne Mühe und Gefahr folgte Georg seinem Führer, der ihm an einigen Stellen kräftig die Hand reichte. Nachdem sie etwa achtzig Fuß hinabgestiegen waren, befanden sie sich wieder auf ebenem Grund, aber umsonst suchte der junge Mann nach der Stätte des geächteten Ritters. Der Pfeifer ging nun zu einem Baum von ungeheurem Umfang, der innen hohl sein mußte, denn jener brachte zwei große Kienfackeln daraus hervor; er schlug Feuer und zündete mit einem Stückchen Schwefel die Fackeln an.

Als diese hell aufloderten, bemerkte Georg, daß sie vor einem großen Portal standen, das die Natur in die Felsenwand gebrochen hatte; und dies mochte wohl der Eingang zu der Wohnung sein, wo der Geächtete, wie sich der Pfeifer ausdrückte, bei dem Schuhu zur Miete war. Der Mann von Hardt ergriff eine der Fackeln und bat den Jüngling, die andere zu tragen, denn ihr Weg sei dunkel und hie und da nicht ohne Gefahr. Nachdem er diese Warnung geflüstert, schritt er voran in das dunkle Tor.

Georg hatte eine niedere Erdschlucht erwartet, kurz und eng, dem Lager der Tiere gleich, wie er sie in den Forsten seiner Heimat hin und wieder gesehen, aber wie erstaunte er, als die erhabenen Hallen eines unterirdischen Palastes vor seinen Augen sich auftaten. Er hatte in seiner Kindheit aus dem Munde eines Knappen, dessen Urgroßvater in Palästina in Gefangenschaft geraten war, ein Märchen gehört, das von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden war; dort war ein Knabe von einem bösen Zauberer unter die Erde geschickt worden, in einen Palast, dessen erhabene Schönheit alles übertraf, was der Knabe je über der Erde gesehen hatte; was die kühne Phantasie des Morgenlandes Prachtvolles und Herrliches ersinnen konnte, goldene Säulen mit kristallenen Kapitälen, gewölbte Kuppeln mit Smaragden, diamantene Wände, deren vielfach gebrochene Strahlen das Auge blendeten; alles war jener unterirdischen Wohnung der Genien beigelegt. Diese Sage, die sich der kindlichen Einbildungskraft tief eingedrückt, lebte auf und verwirklichte sich vor den Blicken des staunenden Jünglings. Alle Augenblicke stand er still, von neuem überrascht, hielt die Fackel hoch und staunte und bewunderte, denn in hohen majestätisch gewölbten Bogen zog sich der Höhlengang hin und flimmerte und blitzte wie von tausend Kristallen und Diamanten. Aber noch größere Überraschung stand ihm bevor, als sich sein Führer links wandte und ihn in eine weite Grotte führte, die wie der festlich geschmückte Saal des unterirdischen Palastes anzusehen war.

Sein Führer mochte den gewaltigen Eindruck bemerken, den dieses Wunderwerk der Natur auf die Seele des Jünglings machte. Er nahm ihm die Fackel aus der Hand, stieg auf einen vorspringenden Felsen und beleuchtete so einen großen Teil dieser Grotte.

Glänzend weiße Felsen faßten die Wände ein, kühne Schwibbogen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdische Auge staunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfstein, aus dem diese Höhle gebildet war, hing voll von vielen Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als silberreine Quellen in kristallenen Schalen sich sammelten. In grotesken Gestalten standen Felsen umher, und die aufgeregte Phantasie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald große Altäre mit reicher Draperie und gotisch verzierte Kanzeln zu sehen. Selbst die Orgel fehlte dem unterirdischen Dome nicht, und die wechselnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin und her zogen, schienen geheimnisvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Nischen bald auf-, bald zuzudecken.

So schmückte die christliche Phantasie des jungen Mannes, voll Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Wirken der Gottheit, das unterirdische Gemach zur Kirche aus, während jener Aladdin mit der Wunderlampe die Säle des Paradieses und die ewig glänzenden Lauben der Huris geschaut hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Rundschau

* **Negermärchen.** „Das Leben kann ich dir nicht schenken, Zillu-Zallu-Zeck," sagte der Häuptling, „aber ich will gnädig sein, du wirst dir die Todesart wählen, o Zillu-Zallu-Zeck." — „Erhabener Häuptling," sagte Zillu-Zallu-Zeck, „ich nehme deine große Gnade an. Und indem ich dich daran erinnere, daß das Wort eines Häuptlings unantastbar zu sein hat, wähle ich, Zillu-Zallu-Zeck, den Tod — durch Altersschwäche . . ."

•

* **Kurzsichtig.** Karl steht auf der Mainbrücke und schaut träumerisch in die Fluten des Mains. Da kommt sein Freund Alex. „Du, Alex, schau einmal, wie heute der Rhein so trüb ist." — „Aber das ist doch der Main!" — „Da siehst' es wieder, wie kurzsichtig ich schon bin!"

•

* **Mißverständnis.** Gast: „Zum Donnerwetter, Ober! Nun hab' ich Sie schon siebenmal um ein Glas Wasser gebeten!?" — Ober: „Ach, entschuldigen Se, ich hab' geglaubt, das sei Spaß gewesen."

•

* **Boshaft.** „Draußen ist ein Bettler, Willy, ich will ihm etwas Suppe geben." — „Recht so, dann kommt er wenigstens nicht wieder."

•

* **Der Frechdachs.** An einer Straßenecke steht ein kleiner Lümmel und raucht einen Zigarettenstummel. Eine ältere Dame kommt vorbei und sagt: „Du, weiß deine Mutter, daß du rauchst?" — Da sagt der Junge trocken: „Nee — weeß Ihr Mann det Sie fremde Männer uff der Straße anred n?!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.